



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wingenroth, Max: F. X. Kraus und der "religiöse Katholizismus" :
(Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

auch die schmetternden Zukunftsfanfaren des Epilogs, der mit seinem grandiosen — „und so weiter!“ eine schier unabsehbare Perspektive eröffnet. Es geht ein großer Zug durch das Gedicht. Sein Held ist der Zweifel nach des Dichters eignem Ausspruch. Allerdings sind die Farben, die schon im „Savonarola“ bisweilen grell aufgesetzt wurden, hier noch schreiender. Willibald Alexis kritisierte nicht unzutreffend: „Gräßliche Bilder mit glühenden Farben und allem Schmelze der Kunst.“

Zu solcher Prophetie hat sich Lenau nicht wieder erhoben. Ehe der „melancholische Sprosser“ ausgefungen hatte, traf ihn der tödliche Schlag. Dennoch ist uns aus seinem Nachlaß noch ein Fragment besichert worden, das man seinen besten lyrischen Epen an die Seite stellen darf: der „Don Juan.“ Ein Gegenstück zum Faust. Die der Dichtung zu Grunde liegende Idee hat Lenau selbst gesprächsweise formuliert. Der Held wird von dem sehnsüchtigen Verlangen nach einem Weibe regiert, indem er im Individuum die Gattung oder nach des Dichters Äußerung das „inkarnierte Weibtum“ selbst genießen kann. Ein vergebliches Trachten, das ihn zuletzt des Lebens ganze Langeweile empfinden läßt, sodaß er, vom Überdruß übermannt, dem Todfeind Don Pedro die Brust bietet und sich erstechen läßt. Das Gedicht ist bisweilen eine dithyrambische Verherrlichung bacchantischen Liebesdrangs. Dennoch bleibt auch der leidenschaftliche Genußjäger von den Qualen der Reue nicht verschont, sodaß er einen Dzean durch seine sündige Seele jagen möchte.

Am 22. August 1850 hatte der wahnsinnige Dulder ausgelitten. Ein reiches lyrisches Talent von naturwüchsigter Gestaltungskraft wurde mit ihm zu Grabe getragen. Der Nachrufe trauernder Sangesgenossen schien kein Ende zu sein. Aber auch vom deutschen Volk ist der Dichter Lenau noch treu verehrt und unvergessen:

Die dunkle Tanne blüht nicht hell wie Flieder,
Selbst deine Lerchen tragen schwarz Gefieder,
Nur Morgenrot vergoldet ihre Schwingen.

(Anast. Grün.)



f. X. Kraus und der „religiöse Katholizismus“

Don Max Wingenroth

(Fortsetzung)



onsequenterweise mußte Kraus weiter fordern, daß das Monstrum einer politischen „katholischen“ Partei aufhöre zu existieren, wie denn eine solche bei der Gründung der „Zentrumsfraktion“ noch nicht geplant war; dieser gehörten doch auch Protestanten an. — Nur dann, wenn parteipolitische Gründe nicht mehr im Wege stehn, sei es den Katholiken möglich, sich ehrlich mit der Idee des modernen Rechtsstaats abzufinden und auf die Geltendmachung angeblicher Herrschaftsrechte der Kirche zu verzichten, die allerdings meist nicht offen, sondern versteckt reklamiert werden. Dazu gehört ja vor

allem die Herrschaft über die Schule. „Zur Zeit, wo die Kirche zum Staate geworden war und die meisten staatlichen Kulturaufgaben von jener absorbiert und bestritten wurden, war die Schule allerdings in allen ihren Stappen der Kirche unterworfen. Es ist ein verhängnisvoller Irrtum des Ultramontanismus, sich nicht die Vorstellung aneignen zu können, daß dies Verhältnis für immer aufgehoben ist und niemals wiederkehren wird.“ (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1895 Nr. 253.) Kraus war kein großer Freund der Simultanschule, durch die seiner Ansicht nach der konfessionelle Gegensatz früh in die Seele der Kinder hineingeworfen werde, aber er verkannte nicht, daß bei der heutigen gemischten Beschaffenheit der Bevölkerung die konfessionelle Schule kaum durchführbar ist. Klar war ihm vor allem, daß „der Staat die Hoheitsrechte über die Schule nicht aufzugeben vermag, ohne seine eigne Idee zu zerstören. Darum hat auch die Freiheit des Unterrichts ihre in der Majestät des Staates gegebne Grenze, die respektiert werden muß, weil es keinem Bürger freisteht, sich von den Verpflichtungen gegen das Gemeinwesen, solange er Staatsbürger bleiben will, loszusagen, noch dem Staate möglich ist, ihn von solchen zu entbinden, ohne sich selbst zu negieren. Die Kirche in einen Kampf gegen die Oberhoheit des Staates über die Schule hegen, heißt ein frivolos und völlig aussichtsloses Spiel treiben.“ (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1895 Nr. 185.) Des Kampfes Ergebnis wäre nach Kraus wohl die völlige Austreibung der Kirche aus der Schule.

Aus diesem Programm ergeben sich drei weitere Forderungen, die eigentlich an die Spitze gehört hätten, da erst nach ihrer Erfüllung an die Erledigung der andern gedacht werden kann. Erstens: größerer Einfluß der nördlich von den Alpen wohnenden, das heißt also wesentlich der germanischen Völker auf die Leitung der Kirche und entsprechende Zusammensetzung des Kardinalkollegiums, das heute fast rein italienisch ist; zweitens: auf ehrenvolle Weise ausgesprochener Verzicht auf die Wiedererlangung des Kirchenstaats, und drittens: Zurückdämmung des übermächtigen Einflusses der Jesuiten.

Nun hängen aber die letzten beiden Forderungen eng miteinander zusammen. Die Lösung der römischen Frage ist in der That der Angelpunkt, um den sich seit dreißig Jahren die Geschichte der katholischen Kirche dreht. Kraus hat an verschiedenen Orten, in der Deutschen Rundschau, in der Rassegna Nazionale, vor allem in den Spectatorbriefen und zuletzt im „Cavour“ die Geschichte der weltlichen Herrschaft der Päpste geschrieben, seit Döllinger wohl das Glänzendste und Zuverlässigste, was darüber publiziert worden ist. Er hat auch die Möglichkeit einer Lösung der Frage nach allen Seiten hin erörtert und staatskundiger als die meisten andern, die sich darüber geäußert haben, alle äußern und innern Schwierigkeiten dargelegt. Für jeden, der sich mit Politik befaßt, dürfte die Kenntnis dieser Artikel vom höchsten Nutzen sein. Trotz aller Schwierigkeiten aber hörte er nicht auf, mit Bischof Bonomelli von Cremona seinen Zeitgenossen zuzurufen: „Die heutige Gesellschaft hat kein Verständnis mehr für die Vorstellung, als könne irdische Herrschaft etwas der Idee des Priestertums inhärentes sein, und wehe dem Priester, der die Augen nicht öffnen will, um diese Dinge so zu sehen, wie sie eben sind.“ (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1896 Nr. 125.) Er betonte, daß die Kurie nur einen ehrenvollen Frieden schließen könne, und daß genügende Garantien für die absolute Freiheit des Papstes dazu Bedingung sei, daß also ein gegenseitiges Entgegenkommen der beiden Teile dazu nötig sei. Warum aber eine endliche Lösung nicht nur für Italien, sondern auch für ganz Europa, nicht zum letzten für Deutschland von der größten Wichtigkeit sei, hat er treffend dargelegt und damit die Bedeutung dieser Frage wohl nicht überschätzt; das beweisen die Mächte, die am Fortbestande des Dissenses zwischen Rom und Italien interessiert sind: Frankreich, die Jesuiten und die Ultramontanen. Frankreich aus Gründen seiner internationalen Politik. Die Jesuiten, weil

der heutige Zustand am meisten geeignet ist, ihre Macht über den heiligen Stuhl zu erhalten, denn diese ist zum Teil eine Geldfrage, und nur ein guter Friede mit Italien könnte den heiligen Stuhl nach dieser Hinsicht befreien. Weil endlich der fortdauernde Kampf um die Wiedererlangung der weltlichen Herrschaft die Verewigung des „politischen Katholizismus“ bedeutet, weil durch diesen Kampf eine Beschränkung auf das rein religiöse Gebiet unmöglich ist, weil die Politik Roms durch ihn in allen Fragen beeinflusst und regiert wird, deshalb muß das Weiterbestehn der römischen Frage den Jesuiten und Ultramontanen im Grunde ebenso erfreulich sein, wie sie Kraus verderblich und als eine der schwersten Wunden der Kirche erschien.

Es war also ein innerer Zwang, daß er seit mehr als fünfzehn Jahren immer wieder anonym oder mit offenem Visir auf diesen Punkt zurückkam. Aus dem diametralen Gegensatz gegen die Bestrebungen der Jesuiten ergab sich selbstverständlich auch deren Bekämpfung, und es bedeutet somit eine gänzliche Unkenntnis Krausscher Ideen oder eine absichtliche Vertuschung, wenn dieser Standpunkt von gewisser Seite als ein aus persönlichen Gründen heraus entstandnes Vorurteil, als eine unbegreifliche „vorgefaßte Annahme“ bezeichnet worden ist. Kraus wußte sehr genau, warum er beim Falle Schell den Satz niederschrieb: „Ob diese Vorgänge jenen Konservativen die Augen öffnen werden, welche sich im Reichstag dazu hergeben, dem Zentrum und der Sozialdemokratie mit der Rückberufung der Jesuiten Jahr für Jahr eine so niedliche Freude zu machen? Werden sie endlich begreifen, daß das Deutsche Reich noch zu jung und innerlich noch zu wenig erstarkt ist, um seinen unerbittlichen Todfeinden gegenüber sich eine neue Niederlage gestatten zu dürfen?“ (Allgemeine Zeitung, Hauptblatt, 1899 Nr. 61.) Er wußte, daß alle seine und seiner Vorgänger Gedanken in den Jesuiten die schärfsten Feinde gehabt haben und immer haben werden, er wußte und sprach es wie oben öfters aus, daß der Orden Jesu der verbissenste Gegner alles deutschen Geistes und der deutschen Nation sei, daß das Zentrum nur seine getreue Armee, allerdings oft mit Unklarheit über diesen letzten Punkt sei; er wußte, daß die berechnete Freiheit der Forschung katholischer Gelehrten, die er verteidigte, die hartnäckigsten Feinde in den Jesuiten habe, die ja an der Spitze des Index und des Sant' Uffizio stehn, den Jesuiten, die das in ihrem Orden herrschende Gesetz des Kadavergehorsams zum Gesetz des ganzen Katholizismus zu machen suchen. Daher ihr teils versteckter, teils offener Kampf gegen die theologischen Fakultäten, die doch immer noch eine gewisse Freiheit der Forschung bewahrt haben. Sie möchte man um jeden Preis unter die strenge Überwachung und Herrschaft des Bischofs stellen, wie Kraus es nannte: entmannen, und bevor das gelungen ist, die Erziehung des Klerus ihnen mehr und mehr entziehen. Schon in seiner Rektoratsrede wandte sich Kraus scharf gegen diese Bestrebungen, die nur geeignet sind, die Bildungsstufe des Klerus hinabzudrücken, und erklärte, das deutsche Volk würde auf die Dauer keinen Klerus ertragen, dem diese höhere Bildung abginge. (Über das Studium der Theologie sonst und jetzt. Freiburg, 1890.)

So stand F. X. Kraus allezeit auf der Warte, als freier deutscher Mann, als zweifellos mächtigster Kämpfer gegen alle Bestrebungen virorum obscurorum, der der katholischen Kirche in den letzten Jahrzehnten erstanden ist. Selbstverständlich auch als bestgehafter Mann in den dunkeln Kreisen, die ihn auf jede Weise bekriegten. Mit welchen Mitteln, haben wir noch nach seinem Tode gesehen. Im allgemeinen pflegten ihn solche Angriffe nicht zu berühren, er war eine viel zu gesunde Natur dazu, so setzte er einem seiner Tagebücher den Leitspruch vor: *Incepor; vituperor; ergo sum!* Aber manchmal schmerzte es ihn, eine innerlich religiöse Natur und einen getreuen Katholiken, doch, gerade diese Eigenschaften angezweifelt zu sehen. „Kein Gift wirkt sicherer,

schrieb er einmal in solcher Stimmung, kein Dolch verwundet schmerzlicher, als derjenige, welchen unsre eignen Hausgenossen auf uns zücken. Für den katholischen Schriftsteller, der die ganze Arbeit seines Lebens dem Dienst seiner Kirche gewidmet, der Tag und Nacht nur auf die Verteidigung der christlichen Wahrheit gesonnen und kein Opfer gescheut hat, um der Sache Christi und seiner Kirche zu dienen, für ihn giebt es keinen tiefern Schmerz, als seine redlichsten Absichten verkannt, die Treue seiner Gesinnung verdächtigt, die Aufrichtigkeit seiner Überzeugung bemängelt, all sein Thun und Lassen von den echten Nachfolgern des biblischen Pharisäismus begeistert und entstellt zu sehen.“ (Essays I, S. 156.) Unter solchen Eindrücken konnte er wohl auch hie und da Anfälle von Mutlosigkeit haben und düster in die Zukunft schauen. „Angesichts des Meeres von Erbärmlichkeiten, das uns umgiebt, überkommt uns der Zweifel, ob die Stimme der Mäßigung noch irgend eine Aussicht habe, gehört zu werden.“ (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1896, Nr. 177.) Auf diese Worte folgt eine schöne poetische Stelle, im Traum erscheint ihm die düstere Zukunft der Kirche. Als er aus dem Traume erwacht, tröstet ihn der sechste Gesang des „Paradiso“, die berühmte Geschichte von Romeo, der seinem Herrn, dem Grafen der Provence, treulich gedient hat, bis ihn das Volk der Neider und der Schmeichler aus dessen Gunst trieb, und er das Land verlassen mußte, im Bewußtsein seiner Treue immer noch Segen über seinen Herrn herabfliegend. Dieses Bewußtsein stärkte auch ihn. Und sein fester Glaube an die Lebenskraft der katholischen Kirche half ihm immer wieder über solche Augenblicke hinweg, verlieh ihm den Mut, auf die Zukunft zu hoffen, sodaß er noch wenig Wochen vor seinem Tode die überraschend hoffnungsfreudigen, merkwürdig siegesgewissen Worte niederschreiben konnte: „Die Idee des religiösen Katholizismus, einmal hinausgeworfen, wird ihren Siegeslauf nehmen und in wenigen Jahrzehnten sich eine Welt erobern; sie wird dem Christentum ein neues Heim bauen, nicht in einer vom Zwang zusammengehaltenen, vom Schrecken beherrschten Umgebung, wohl aber im Herzen einer geläuterten, in sich eingekehrten und dabei ihrer Freiheit und ihres Daseins frohen Menschheit.“ (Cavour S. 94.)

In wenig Blättern Krausens Biographie auch nur zu skizzieren, ist unmöglich, man müßte damit beinahe die Geschichte des Katholizismus im neunzehnten Jahrhundert schreiben, da er, mehr noch als Dollinger, mit der gesamten Bewegung in den verschiedensten Ländern verwachsen war und sie alle auf ihn eingewirkt hatten. Es ist dies sozusagen das welthistorische Interesse, das sein Leben bietet, und das ganz auszuschöpfen nur eine große Biographie imstande wäre. Wir müssen uns hier mit kurzen Andeutungen begnügen.

Im Jahre 1840 in Trier geboren, ist Kraus in frommer Umgebung und strenggläubiger Familie aufgewachsen. Es war die Zeit, wo noch, besonders stark in dem weltentlegnen Moselthale, die Romantik lebendig war, sie, die allen Zauber der Poesie ausgoß auf die Geschichte der katholischen Kirche. Krausens Mutter, deren Gesichtszügen die seinen sehr ähnlich waren, scheint in dieser Welt der Poesie heimisch gewesen zu sein, und unter ihrem Einfluß hat sich die schwärmerische Seele des Knaben an deren großen Schöpfungen genährt: er ist immer ihr Verehrer geblieben, und es war ihm jederzeit eine große Befriedigung, wenn er verborgne Schönheiten der geliebten Dichter ans Licht ziehn konnte; ich erinnere mich z. B., mit welcher Begeisterung er mir vor zehn Jahren das Schönste aus Clemens Brentanos Frühlingstranz vorlas. Der Heranwachsende trieb sich ferner viel in Ateliers von Malern herum, die in seinem väterlichen Hause verkehrten, und deren Bilder mit ähnlichen Tönen den Zauber der alten Welt schilderten. In seiner Kunstanschauung, in seinem Urteil über die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts ist er immer Romantiker und Nazarener geblieben.

Dies waren wohl die wichtigsten Jugendeindrücke. Man muß sich dabei erinnern, wie weit die großen Katholiken der ersten Hälfte des Jahrhunderts von der Engherzigkeit entfernt waren, die heute die maßgebenden katholischen Kreise beherrscht. Es genügt an Görres zu erinnern, den ehemaligen Jakobiner, der in unsern Tagen als gefährlich selbständiger, geisteshochmütiger Mann häufigen Zensuren nicht entgangen wäre. Welcher Unterschied zwischen ihm und der Görresgesellschaft mit ihren Politisch-historischen Blättern! Der falsche Klang, den heute der Name Görres hat, rührt wesentlich davon her. Aber man lese nur einmal den Briefwechsel zwischen ihm und Clemens Brentano oder seine Mystik, die allerdings auf den Index sollte, und man wird die Verehrung verstehen, die Kraus sein Leben lang für ihn hegte. Während so die Kreise, unter deren Einfluß der junge Mann stand, nicht in dumpfer Stille befangen waren, muß auch von vornherein in seiner Natur etwas gelegen haben, was ihm alle Engherzigkeit, alle chinesischen Mauern verhaßt machte.

Der Romantik danken wir die Neubelebung und Neugestaltung der historischen Disziplinen, nicht zum wenigsten des Studiums des christlichen Altertums und der Kunstgeschichte. In Trier lebten einige Männer, die den wissenschaftlichen Jüngling darauf lenkten: mit welcher Begeisterung mag der junge Romantiker die Ruinen und Kirchen seiner Vaterstadt studiert haben. Damit waren die Keime zu seiner künftigen wissenschaftlichen Entwicklung gelegt. Als Sohn eines so frommen Hauses hatte er sich der Theologie gewidmet. Kuhn und Hefele in Tübingen sind seine Lehrer gewesen, sie, die man die frömmsten und freisten Geister des damaligen Katholizismus genannt hat. Daß Hefele während des Vatikanischen Konzils ein Führer der Antiinfallibilisten war, auf dessen geraden und festen Charakter man die größten Hoffnungen setzte, ist bekannt.

Im Jahre 1865 erhielt Kraus die Priesterweihe. Die Ansprache, die sein Vater bei der Primizfeier an ihn hielt, ist der stärkste Beweis des innig gläubigen Geistes, worin er aufgewachsen ist; er selbst hat später mit mächtiger Beredsamkeit die Bedeutung und die Herrlichkeit seines Standes geschildert. Er hatte sich zugleich den Doktorhut in der Theologie und in der Philosophie erworben. In Bonn hatte er bei Ritschl und Zahn, den großen Meistern der Philologie, studiert. Auch die Sprachwissenschaften sind ja ein Kind und zwar ein bevorzugtes der Romantik gewesen. In ihnen hat sich aber auch der Geist strenger Kritik entwickelt, der manches sagenhafte Gebilde, manche Legende zerstörte. Krausens scharfer Verstand hat hier reichlich Nahrung gefunden, und so legte er denn frühzeitig die Sonde der Kritik an die Denkmäler des Altertums, was ihm hier und da, z. B. von einem alten Lehrer in der Kunstgeschichte, Domkapitular Wilmowsky in Trier, nie verziehen worden ist.

Frühzeitig unternahm er Reisen nach Italien und Frankreich, die für seine Entwicklung von der größten Bedeutung waren. Er ist das gewesen, was ein gangbarer französischer Ausdruck *extrêmement curieux* nennt. Wo er auch war, in welchem Lande und in welcher Wissenschaft, er suchte immer in das gesamte geistige Schaffen, in die Werke seiner Größten einzudringen. Wann die Gestalt Rosminis, des größten katholischen Philosophen des neunzehnten Jahrhunderts, in seinen geistigen Gesichtskreis trat, weiß ich nicht genau zu sagen. Aber dieser Mann, der wie ein Heiliger lebte und bei überzeugtester Frömmigkeit von freier, origineller Denkart war, ist ihm immer ein leuchtendes Beispiel gewesen. Zugleich wurde er bekannt mit den Schriften Manzonis, mit Gioberti und andern Italienern. Der größte Dichter der katholischen Welt, Dante, ist von früh auf sein Begleiter gewesen.

So neigte schon der Jüngling mit seinen Sympathien nicht auf die Seite der jesuitischen Partei. Auch die Gestalten der Kirchengeschichte, die ihm früh die liebsten waren, und mit denen er sich oft beschäftigte, sind Vertreter einer

freien Tonart, so z. B. Nikolaus von Cusa, ein Sohn seines engern Vaterlands, so der große Gelehrte Gerson, der ein gemäßigter, während der andre ein geradezu radikaler Vertreter der antipapalistischen Partei im fünfzehnten Jahrhundert war; so die Mystiker, zu denen er sich auch aus innerm Herzens-triebe hingezogen fühlte — Thomas a Kempis führte er jederzeit mit sich —; so Benedikt XIV., vielleicht der geistig am höchsten stehende Papst der letzten drei Jahrhunderte. Kraus ist ja auch einer der wenigen katholischen Schriftsteller, der dem verpönten deutschen Kirchenpolitiker des achtzehnten Jahrhunderts „Justus Febronius,“ dem Weihbischof Nikolaus von Hontheim einen Artikel widmete. Allerdings verband beide das Interesse an ihrer Heimat, deren Historiker Febronius war.

Wichtiger noch als die Aufenthalte in Italien waren für seine Entwicklung vielleicht die in Frankreich. Der lebhafteste Sohn der Rheinlande, deren Bevölkerung doch manche Bestandteile gallischen und römischen Blutes enthält, hat den beiden großen romanischen Nationen, ihrer herrlichen Kunst und Literatur jederzeit besondere Sympathie gewidmet. Schon früh hat er Schriften Lacordaires und Ravnignans übersetzt. Der letztgenannte große Prediger war einer der edelsten Jesuiten, die je gelebt haben, und später auch ein entschiedener Gegner des Tones des neugegründeten Organs des Ordens, der *Civiltà cattolica*. Als Einundzwanzigjähriger ging Kraus auf anderthalb Jahre als Hauslehrer in eine vornehme Familie der Normandie, die dem Grafen Montalembert nahe stand. Hier wurde er mit den Ideen der großen französischen liberalen Katholiken, der Montalembert, Cochin, Gratry, Lacordaire, Dupanloup vertraut. Der tiefe Einblick in die katholische Bewegung in Frankreich, deren Geschichte zu schreiben einer der Pläne war, an deren Ausführung ihn der Tod gehindert hat, ist von grundlegender Bedeutung für seine Geistesrichtung gewesen.

Die französische Kirche, la fille aînée de l'Eglise, die neuerdings ein trefflicher Aufsatz in der Beilage der Allgemeinen Zeitung geschildert hat, ist ihrer Mutter gegenüber ja immer von großer Selbständigkeit gewesen. Ich kann auf die verschiedenen Phasen des Gallikanismus bis zur Revolution hier nicht eingehen, möchte aber zur Charakteristik den Satz anführen, mit dem Voltaire die Politik Frankreichs gegenüber dem römischen Stuhl kennzeichnet, und der auch mit Modifikationen von der Stellung des französischen Episkopats gilt: Elle (la France) regarde le Saint Père comme une personne sacrée à laquelle il faut toujours baiser le pied, mais lier quelquefois les mains.

Nach den Stürmen der Revolution, als sich überall ein religiöser Aufschwung vorbereitete, als Chateaubriand den Gebildeten das Christentum ästhetisch genießbar machen wollte, da hatten in Frankreich zwei Männer, Joseph de Maistre und Lamennais die Grundsätze des extremsten Papalismus proklamiert. Wenn auch Lamennais, der nach Döllingers treffendem Ausdruck Glauben und alles an das Pferdehaar der päpstlichen Unfehlbarkeit aufhing, als dieses für ihn riß, mit der Kirche zerfiel, so waren doch seine Ideen leider eine Zeit lang nicht ohne Einfluß auf einige der Männer geblieben, die die Zierde des französischen Katholizismus im zweiten Drittel des Jahrhunderts waren, auf die Montalembert, Lacordaire, Berryer, Ozanam, Cochin und andre. Sie standen seit 1830 an der Spitze der Bewegung. Mit der besten Absicht und ohne zu wissen, was sie thaten, schufen sie in den vierziger Jahren die katholische Partei, ein Werkzeug, wie sie meinten, zur Beschützung der wahren Freiheit der Kirche und der Gewissensfreiheit überhaupt, indem sie aber dieses Wort nicht in dem Sinne verstanden, worin es heute von gewisser Seite gebraucht wird. Nur wenige ahnten die Gefahr, so Ozanam, der wiederholt warnte, so der vornehmste Historiker, den Frankreich im neunzehnten Jahrhundert gehabt hat, der Graf Tocqueville. Nach der achtundvierziger Revolution schuf diese Partei die loi Falloux, an deren Beseitigung gerade heute

gearbeitet wird. Wenn ihr Urheber, der gemäßigste, durchaus nicht ultramontane Graf Falloux, die verderblichen Wirkungen seines Gesetzes hätte voraussehen können! Bald kehrte sich das Heer, das diese Männer geschaffen hatten, gegen sie, als an seine Spitze Louis Veuillot trat, dieser Prototyp des allmächtigen Journalisten und rabiatischen Ultramontanen. Die liberalen Katholiken — insofern ein irreführender Ausdruck, als sie keineswegs irgend ein Dogma in irgend einer Form abgeschwächt wissen wollten — wurden vollständig in die Ecke gedrückt. Erst jetzt gingen ihnen die Augen auf über die furchtbare Bedeutung des in der Kirche allezeit latent vorhandenen politischen Katholizismus. Bei seinen Besuchen in Frankreich — am Anfang und am Ende der sechziger Jahre — fand Kraus diese Lage vor; die korrigierten Ideen der geschlagenen Partei waren auf ihn von größtem Einfluß, teilweise ist er auch ihren Vertretern persönlich nahe getreten. Wo er von ihnen sprach und schrieb, geschah es mit besonderer Wärme. Mit derselben Verehrung hing er an den großen Toten der gallikanischen Kirche, insbesondere an Fénelon und den Einsiedlern von Port Royal. Wie oft hat er mir von den herrlichen Abenden erzählt, die er bei der Lektüre von Sainte Beuves Port-Royal verbracht hat.

Lamartine spricht einmal von der famille universelle que chacun de nous choisit dans tous les pays et dans tous les siècles pour s'en faire la parenté de son âme et la société de ses pensées. Wir haben im Vorhergehenden Krausens geistige Familie kennen gelernt und begreifen, daß wer in den wichtigsten Jahren seiner Entwicklung mit diesen Lebenden und toten Geistern in Verkehr stand, für den Ultramontanismus von vornherein verloren war. Eine weitere, grundlegende Geistesrichtung macht sich aber in derselben Zeit bei Kraus bemerkbar. Er wuchs auf in Zeiten, wo der politische Liberalismus in voller Blüte stand, und er ist in gewissem Sinne immer ein Altliberaler geblieben; das zeigt sich in der Art, wie er vom Bürgerstande und von dessen Bedeutung spricht. Durch seine eindringenden Studien war in ihm die Erkenntnis fest geworden, daß der moderne Rechtsstaat die höchste Form des Staatslebens sei, die bisher erreicht wäre, und daß also alle Versuche, diese Staatsform zu Gunsten einer vergangenen zu vernichten und zur Erreichung partikularer Zwecke zu unterminieren, im allerhöchsten Grade verwerflich und zu bekämpfen seien. Zu dieser Überzeugung kam noch eine angeborne politisch-diplomatische Begabung, die zu einer aktiven Beteiligung an der lebendigen Geschichte drängte. Seine Fähigkeiten nach dieser Seite hin wurden denn auch bald gewürdigt, und als junger Kaplan in Pfalzeln hatte er schon manche Missionen auszuführen. Schon früher aber, auf der Katholikenversammlung in Trier im Jahre 1865 hat er einen Beweis seiner Anhänglichkeit an den preussischen Staat und seiner Geschicklichkeit gegeben, einen Beweis zugleich, wie früh er schon genau zu trennen wußte, was Gottes und was des Kaisers ist. Dort war von gewisser Seite ein Antrag gegen den Schulzwang und das Schulaufsichtsrecht des Staates geplant. Kraus hatte den Ausbruch des Schulstreits in Baden angesehen, wußte also, was das hieß. Verschiedne loyale Katholiken suchten ihn auf und legten ihm ihre Not vor. „Ich schlug ihnen vor, so erzählt er, das Zustandekommen der ganzen Verhandlung zu verhindern, und ich setzte dann den maßgebenden Persönlichkeiten auseinander, daß das Eingehn auf diesen Gegenstand und die Abfassung gewisser Beschlüsse eine durch nichts motivierte Herausforderung der preussischen Regierung darstelle, die hinsichtlich der Leitung der Schule mit der Kirche im besten Einvernehmen lebe, von den Katholiken aller Länder mit Recht beneidete Einrichtungen gewähre, und deren Gastrecht man hier genieße. Thissen ging sofort auf diese Gesichtspunkte ein und setzte es durch, daß von einer prinzipiellen Diskussion über den Schulzwang abgesehen werde. Was er über die Sache sagte, war im wesentlichen, was ich ihm darüber vorgelegt hatte; es war auch

den Führern kein Zweifel darüber gelassen, daß ein Aufrollen dieser Frage nicht ohne eine sehr scharfe Zurückweisung bleiben werde. So kamen wir damals an diesem Vorpiel des Kulturkampfes vorbei, freilich nicht, ohne daß der Vorsitzende des Kongresses, Freiherr Heinrich von Andlaw, mir nach der Zerstörung seines Feldzugsplanes einen Blick »stehender Hochachtung« zusandte. Die Leute, denen die Concordia Sacerdotii et Imperii schwer im Magen liegt, fingen damals an, mir jenen liebenswürdigen Haß zu widmen, dessen ich mich heute noch erfreue.“ (Essays II. 392.)

In solcher Stimmung, mit zahlreichen gelehrten Arbeiten beschäftigt, traf ihn das Jahr 1870 und das Vatikanische Konzil. Er so wenig wie die bedeutend ältern und erfahrenen Größen des nicht-jesuitischen Katholizismus ahnten zeitig genug alles, was es bringen sollte. Anzeichen waren eigentlich genug vorhanden, ein letztes und deutliches der Syllabus. Aber man gefiel sich lange Zeit darin, diesen nur als eine Abwehr momentan gefährlicher Strömungen aufzufassen, obgleich es immer fühlbarer wurde, daß Pius IX. ganz unter den Einfluß der Societas Jesu geraten war. Beim Antritt seiner Regierung war der Papst dieser ja nichts weniger als gewogen. Es ist bekannt, welchen Eindruck Giobertis und Cesare Balbis Werke auf den Kardinal Mastai-Ferretti gemacht hatten. In seinem Auftrag schrieb dann der P. Theiner ein Werk, das Clemens XIV. und die Aufhebung des Ordens rechtfertigen sollte. Aber mit den Ereignissen von 1848/49 und der darauf folgenden Jahre war eine große Wendung in dem Gemüte des edeln, jedoch allzu eindrucksfähigen Papstes vorgegangen. Die Jesuiten, die die unbedingte Herrschaft über seinen Geist gewonnen hatten, wagten jetzt den Versuch, ihren jahrhundertlangen Bemühungen zum Ziel zu verhelfen. Seit seiner Gründung war der Orden der entschiedenste und skrupelloseste Vertreter des extremen Kurialismus und Papalsystems, das er ja nicht geschaffen hatte, da es schon seit einem halben Jahrtausend um Anerkennung kämpfte. Es allein aber konnte ihm, dem blindlings ergebnen Diener, die unbedingte Herrschaft geben.

Wahrlich, zum Erstaunen lange dauert es oft, bis große katholische Geister diese Richtung in ihrer ganzen Gefährlichkeit und allen ihren Kampfmitteln erkennen. So bei den französischen Katholiken, so sogar bei einem so scharfsinnigen Kopf wie Döllinger. Wie einseitig beschränkt erscheint er noch nach manchen Seiten in seinem Werke von 1861! Während die Jesuiten schon seit zwanzig Jahren in Presse und Versammlungen unauffällig aber stetig den Boden für das Infallibilitätsdogma vorbereiteten, ahnten die entgegengesetzten Kreise wohl manches, aber sie gaben sich nicht nur Befürchtungen, sondern auch Hoffnungen hin, wie es unter anderm aus den zwei Briefen über das Konzil von dem berühmten Bischof von Orleans Dupanloup hervorgeht, die Kraus übersetzte. Der junge deutsche Gelehrte bereitete seinerseits eine Schrift über die Reform des Reliquienkultus vor, die er der Synode unterbreiten wollte. So konnte man das Erscheinen des vielberufenen Artikels in der Civiltà cattolica, der die Aufgaben des Konzils verzeichnete, mit dem Einschlagen einer Bombe vergleichen. Allgemeines Erschrecken und Aufraffen! Döllinger schrieb jetzt seine verschiedenen Artikel und seinen Janus. An dem ungeheuern Eindruck, den beide auf die Konzilsväter machten, kann man ermessen, welchen Einfluß eine auch nur zehnjährige Agitation gegen das Lieblingsdogma der Jesuiten gehabt hätte. Überall wurden Stimmen des Protestes laut. In Frankreich opponierten die Häupter der liberalen Katholiken im Correspondent. In Deutschland erschien die Koblenzer Laienadresse, der Montalembert aus vollem Herzen zustimmte. In ihr sind die Grundzüge dessen enthalten, was Krausens späteres Programm wurde, sie war von ihm und Mosler redigiert. Es war alles zu spät. Montalembert starb, das Unheil ahnend und in die bitteren Worte ausbrechend: Oh, quel Saint Esprit vont-ils me fabriquer là.

Kraus war den Winter 1869 auf 70 längere Zeit in Rom und dann wieder in Paris. Er hat in der ewigen Stadt die altchristlichen Monumente studiert, soweit er dazu Ruhe fand, denn mit wie angstbekommenem Herzen mag er dem Gange des Konzils gefolgt sein. Er verkehrte damals viel mit dem unerbittlichsten Gegner der Infallibilität, mit dem Erzbischof von Paris, Kardinal Darboy, mit Dupanloup, Gratry, Cochin, Rio und Richemont. Sein ehemaliger Lehrer Hefele war die Hoffnung der Opposition, Dupanloups Wohnung in der Villa Grazioli der Versammlungsort der Gesinnungsgenossen. Daneben stand Kraus in regen Beziehungen mit dem Jesuitenpater de Buck, der selbst wieder der theologische Berater des Jesuitengenerals war, „beide viel liberaler und radikaler als ich selbst,“ pflegte er zu sagen. Mit beiden zusammen arbeitete er nicht ohne Erfolg an einer Abschwächung und Milderung der von der rabiaten Richtung des Ordens aufgestellten dogmatischen Lehrsätze. Über die Eindrücke, die er während dieses Aufenthalts in Rom empfing, schrieb er kurz nachher an Neusch: „Der Anblick der unaussprechlichen Gesinnungslosigkeit und Heuchelei, der moralischen Verkommenheit in jenen Kreisen, die die Geschichte des Katholizismus bestimmen, es ist, um seine ganze innere Welt umzukehren. Ich war monatelang sozusagen krank, was ich gelitten, kann ich Ihnen nicht sagen.“ (Allgemeine Zeitung 1902, Beilage Nr. 129.)

Manche Fäden gingen damals durch seine Hand. Zu besondern Zwecken weilte er im Frühjahr 1870 in Paris; damals erhielt er einen Einblick in die Gründe des Benehmens der französischen Regierung und in die internationalen diplomatischen Verwicklungen. Auch zu kleinern Diensten war er erbötig. So hat er, wie er erzählt, Briefe von Lord Acton an Döllinger und umgekehrt über die Grenze befördert.

Die extreme Partei errang den Sieg. Zwar die beabsichtigte Dogmatisierung des Syllabus unterblieb, aber die Unfehlbarkeit des Papstes wurde ausgesprochen. Aller legalen Opposition in der Kirche war damit ein Ende gemacht, denn sie beruhte, wie Ranke bemerkt, gerade auf diesem Gegensatz, „nämlich auf der Frage von der Superiorität der Konzilien über den Papst und von dem Verhältnis der päpstlichen zur konziliären Gewalt überhaupt.“ Döllinger, über dessen Geist eine große Klarheit gekommen war, hatte die Vergeblichkeit des Kampfes in der letzten Stunde eingesehen und ist in richtiger Erkenntnis dem Wunsche Montalemberts und des Kardinals Schwarzenberg, er möge nach Rom kommen, nicht gefolgt. Eine offene Frage bleibt ja, ob ohne den Krieg von 1870 des Fürsten Chlodwig von Hohenlohe Bestrebungen nicht doch Erfolg gehabt hätten. So lähmte die Weltlage den Arm Napoleons, so ließen sich andre Regierungen, wie einst bei dem Konzil zu Trient, von der Geschicklichkeit der kurialistischen Diplomaten dupieren, was diese seit Jahrhunderten verstanden haben.

Auf die ungeheure Wichtigkeit dieser folgenschweren Entscheidung für Katholiken wie Evangelische einzugehen, ist hier nicht der Ort, auch nicht auf die verschiedene Stellung der Einzelnen zu dem Geschehenen. Kraus blieb, wie Dupanloup und Hefele, in der Kirche. Ihnen allen ist der Vorwurf der Charakterlosigkeit deshalb nicht erspart geblieben, und man darf darüber nicht einfach hinweggleiten.

Es war sicherlich der große Wendepunkt in ihrer aller Leben; mehr als ein Dogma war entschieden worden. Gregor VII. hatte über Gregor I., den Großen gesiegt. Die Herrschaft des Kurialismus in seiner schärfsten Form schien proklamiert zu sein, jener Lehre, die da sagt, die Kirche, das ist der Papst, oder wie Cajetan es ausdrückte, die Kirche ist die Sklavin des Papstes. Aller Wissenschaft und Forschung schien ein Ende gemacht zu sein. „Unser redlicher Versuch — schrieb Kraus an Neusch —, an dem Aufbau einer wissenschaftlichen katholischen Theologie zu arbeiten, Kirche und Wissenschaft in Ein-

Klang zu zeigen — scheint er nicht mißlungen und damit die Arbeit unsers Lebens nutzlos verloren?“ Was hatten also Leute wie Hefele und Kraus noch in dieser Kirche zu suchen?

Ich möchte zur Erklärung eine Parallele ziehen. Ranke hat in seiner Geschichte der Päpste ein Kapitel über die Analogien des Protestantismus in Italien. Er spricht da von den vornehmen Geistern, den Contarini, Poole, Morone, den Brüdern des Oratoriums der göttlichen Liebe, die in ihrer Glaubenslehre nahe an die der Reformatoren heranstriften. Allein er protestiert dagegen, daß man sie etwa zu Kryptoprotestanten mache: „allzutief war das Gefühl der Einheit der Kirche, die Verehrung für den Papst ihren Gemütern eingeprägt.“ Und er führt als Beispiel an, daß einer von ihnen, Flaminio, eine Psalmenerklärung verfaßte, „deren dogmatischer Inhalt von protestantischen Schriftstellern gebilligt worden ist: aber ebendieselbe verfaß er mit einer Zueignung, in welcher er den Papst den Wächter und Fürsten aller Heiligkeit, den Statthalter Gottes auf Erden nannte.“

Flaminio war ein Pseudonym, das Kraus im Anklang an den Genannten oft führte; vieles zog ihn zu diesen Geistern hin. Und er hat ähnlich erklärt, in dem Papsttum nicht nur den historischen Schlüsselstein der Kirche zu erkennen, sondern auch ihren Eckstein und ihr Fundament. Der Grundsatz der Einheit der Kirche endlich war ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Ich zitiere wieder ein Wort Rankes über die Männer des sechzehnten Jahrhunderts, das genau auf Kraus paßt: „Die Absonderung von der Kirche hielten diese Männer für das äußerste Übel. Isidoro Clario, ein Mann, der mit Hilfe protestantischer Arbeiten die Vulgata verbessert und dazu eine Einleitung geschrieben hat, welche einer Exurgation unterworfen worden ist, mahnte die Protestanten in einer eignen Schrift von einem solchen Vorhaben ab. Kein Verderben, sagt er, könne so groß sein, um zu einem Abfall von dem geheiligten Verein zu berechtigen. Sei es nicht besser, dasjenige, was man habe, zu restaurieren, als sich unsichern Versuchen, etwas andres hervorzubringen, anzuvertrauen? Nur darauf solle man sinnen, wie das Institut zu verbessern und von seinen Fehlern zu befreien sei.“

Damit hängt noch etwas andres zusammen. Man hat von dem größten Konvertiten des neunzehnten Jahrhunderts, von Newman gesagt, daß er noch als anglikanischer Theologe auf der Notwendigkeit einer dogmatischen Feststellung der geoffenbarten Wahrheit durch die Autorität der Kirche als einer göttlichen Anstalt bestand. Und in Konsequenz dieser Anschauung hat er auch als Anglikaner in einem Konflikt mit der Universität Oxford und seinem Bischof diesem unverzüglich gehorcht und sich zurückgezogen. „Empörung gegen die Autorität war undenkbar für ihn.“ — Wenn man von dem Namen absieht, so war der spätere Kardinal damit schon Katholik, und jeder, der ähnlich denkt, ist auf dem Wege nach Rom.

Denn hier stellen wir Protestanten die Entscheidung der eignen Forschung und des eignen Gewissens über jede Autorität. Darum fällt es uns so ungeheuer schwer, den Prozeß zu verstehn, der in den Männern von 1870 vorging, als sie die vorher bekämpfte Infallibilität annahmen. Ihre bewußte Ehrlichkeit wird niemand bezweifeln. Ihrem feststehenden Glauben nach mußten sie auch in dieser Entscheidung einen unerforschlichen Ratschluß der Vorsehung erkennen, der auf irgend einem Wege zum Guten führe. So erachtete Kraus in einer Hinsicht eine solche Festlegung der Autorität für günstig, nämlich um unsrer hyperkritischen Zeit gegenüber die Grundlagen der religiösen Wahrheit und Ordnung zu schützen. Es war nicht die Meinung der sich Unterwerfenden, daß dadurch die Freiheit des Gewissens beeinträchtigt werde. Das hat Newman ausdrücklich gegen Gladstone verteidigt; er, der wie kaum ein anderer seine absolute Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit durch ein langes Leben voller Kämpfe

bewiesen hat. Newman hat allerdings, dem Wortlaut des Dogmas gemäß, dessen Bedeutung aufs engste eingeschränkt; man redet von seiner minimalistischen Theorie. Kraus hatte für sich eine ähnliche Erklärung gefunden und fand mit Freuden eine Stütze in Newmans Ansicht, des Mannes, den er so sehr verehrte, und dessen Bild mehrfach seine Arbeitsräume schmückte. So konnte er in der Kirche bleiben, in der ihn außer den bisher angeführten Gründen alle Erinnerungen seiner Kindheit, der Zauber der Poesie und der Geschichte festhielt. Immerhin folgten auch für die treugebliebenen Söhne schwere Jahre des innern Kampfes; den schriftlichen Beweis für Kraus haben die neuerdings publizierten Briefe an Reusch gebracht, worin er unter anderm schreibt: „Die Thränen kommen mir in die Augen, wenn ich an das Glück derer denke, welche vor dem Jahre 1870 sterben durften.“ Aber schließlich ruft er aus: „Der alte Gott lebt ja noch. Wie schlecht die Sache des liberalen Katholizismus auch steht, ich gebe sie noch nicht auf.“

(Schluß folgt)



Niels Glambäf

Wie er ein Mann wurde

Von K. G. Brøndsted

Zweiter Teil

7



erweilen ein wenig voraus spazieren — hatte Per gesagt. „Die jungen Herrschaften,“ hatte Per gesagt.

Vor ihnen liegt also das weite Land, Gras und Heidekraut in freier Unendlichkeit nach allen Richtungen bis an den Horizont hin. Sie treten hinaus auf das grüne Feld des Erdenrunds, sie ziehn miteinander hinaus in die große, herrliche Welt — der Sonne entgegen gehn sie, die sich zum Untergange neigt; die unendliche grüne Ebne färbt sich rosig um sie.

Ich kenne Sie gut, sagt Niels, als er endlich die Sprache wiederfindet. Er spricht ganz leise, denn nun ist es Festtag.

Ja, antwortet sie — und zum erstenmal hört er ihre Stimme, ein feierlicher Augenblick.

Und nun haben wir die ganze Reise zusammen gemacht, fährt er fort. Da er rötet sie, aber sie sieht ja auch gerade in die Sonne hinein.

Es ist doch merkwürdig, sagt er, es ist doch merkwürdig, daß Sie auch hier sind.

Ja — ich weiß nicht, ich bin nach Rødsten eingeladen, zu meinem —

Wirklich, Sie! — Und in dem Jubel seiner Seele entfährt es ihm: Das ist doch herrlich!

Sie geht langsamer, bleibt stehn, wendet sich um. Langsam thut er dasselbe. Sie sehen ihre Schatten, die sich vor ihnen weit über das grüne Feld strecken.

Sehen Sie, sagt er, sehen Sie, unsre Schatten vereinigen sich. Er sagt es, weil er nicht anders kann, es ist auf einmal über ihn gekommen, aber er hält es für das Frechste, was er je in seinem Leben gesagt hat.

Sie antwortet — und der Ton ist ein ganz klein wenig formell:

Aber wir sollten uns wohl vorstellen.

Sie haben Recht, gnädiges Fräulein, entschuldigen Sie — er reißt den Hut herunter. Ich bin Student Glambäf, Niels Glambäf.